

# Lied Vaterland.

Roman von Rudolph Stray.

(16. Fortsetzung.)

„Es steht einem... Seelenverkäufer seid Ihr... Ihr nehmt einem die Seele aus dem Leib, weil Ihr selber keine habt! Man erfährt zwischen Euch! Man erfährt unter Euch! Euch ist's egal! Ihr seid zufrieden!“

„Nun bist' ich mir aber aus...“

„An nichts glaubt Ihr! Vor nichts habt Ihr Ehrfurcht! Nichts erschüttert Euch! Nichts bringt Euch über Euch selbst hinaus! Wann kriegt Ihr jemals feuchte Augen?... Ja, lasse nur so böhnisch Ihr seid so arm mit Eurem Geld, daß Ihr gar nicht wißt, daß andere Menschen wirklich noch etwas haben!... Und wenn, dann wollt Ihr's einem nehmen...“

„Was hat man Dir denn genommen, meine teure Margot!“

„Alles! Viel mehr, als Du je begreifen wirst! Meinem Leben! Ich hab's hingegen! Nur den Jungen nicht! Aus dem sollt Ihr nicht noch so ein Pariser Kammerdiener machen, das fleischlich vor seinem Geldschrank hockt! Er soll in die frische Luft! Er soll...“

Ihr Mann sah auf die Uhr.

„Davon später!“ sagte er geschäftsmäßig. „Ich habe telefonisch unsern Doktor mit äußerster Mühe wieder verschafft! Er wird kommen, und wir werden sehen!“

„Ein anderer Arzt wird kommen!“

„Nein! Es war mir gerade schon genug, Deine und Alphonses Eigenmächtigkeiten wieder zu machen! Und a propos Alphonses...“

Karl Feddersen's Ton wurde schneidend in seiner Gerechtigkeit.

„Du hast mich vorhin an einen gewissen Zwischenfall des vorigen Jahres erinnert. Es scheint wirklich, daß Ihr Frauen vergehen, aber nicht vergehen könnt. Ich habe mir seitdem nicht das geringste mehr vorzuwerfen! Aber, was dem einen recht ist, ist dem andern billig! Dann verlange ich auch von Dir Strenge! — absolute Strenge! Statt dessen sagst Du auf einmal an...“

„Sprich nicht weiter!“

„Und denkst, ich wer' es nicht...“

„Es tut nicht gut, Charley! Sprich, was nicht aus!“

„Und beginnst da hinter meinem Rücken mit Better Alphonsen ein...“

Karl Feddersen prallte zurück und blickte unwillkürlich ein wenig den Kopf. Er hatte einen Moment die Behauptung, daß seine Frau ihm ins Gesicht schlagen würde. Sie hatte, Ihre Brust flog auf und nieder. Ihre Augen leuchteten unheimlich.

„Ein Wort noch!“ sagte sie leise. „Dann ist es zu Ende!“

„Wie immer, wo er Entschlossenheit sah, wich ihr Mann aus. Er wurde sofort ruhiger. Er lächelte nur ironisch.“

„Vortrefflich! Alphonsen kommt neuerdings so ziemlich jeden Nachmittag, den Gott gibt. Niemand zweifelt, daß Ihr da zusammen Patienten legt oder Charaden löst! Was könnte es denn auch sonst sein? Jede andere Vermutung wäre ja naiv, meine beste Margot — nicht wahr?“

„Sein giftiger Ton entlockte ihr nur ein Achselzucken — ein kurzes Schweigen.“

„Ach... ich erfinde...“ sagte sie dann halb laut. Weiter nichts.“

„Soll das etwa Freundschaft sein?“

„Ach... „ne jurez pas l'enfant“, Margot! Ich wünsche nicht zum Geßpiß zu werden. Man wird künftig besser auf Dich aufpassen müssen, meine Liebe...“

Margarete Feddersen schauerte zusammen.

„Von eigenen Mann auch noch in Gedanken erniedrigt zu werden...“ sagte sie wie zu sich, ... zu denken, daß ich in den fünf Jahren Dir noch kein reineres Bild von mir hab' geben können... Was Du noch hast dazu tun können... das hast Du eben fertig gebracht...“

Sie wandte ihm den Rücken zu, um nach der Tür zu gehen. Auf der Schwelle macht sie Halt. Vor ihr stand der Schweizer Arzt, grabenartig, unterleht, turmhoch über den Zwider schauend. Er hatte, wachend, sie beide sich streiten, schon oben einen Blick in das Krankenzimmer geworfen.

„Ich kann Ihnen meine Beforgnis nicht verhehlen!“ begann er brüsk, fast ohne Begrüßung, in seinem allemännlich rauhen Französisch. „Es steht nicht gut, Monsieur et Madame! Es ist viel versäumt worden!“

Karl Feddersen hob bereits die Hand.

„Nardon, Herr Doktor! Sie werden mich in dem Vertrauen die sorgfältige Pflege, die bisher dem Kind zuteil geworden ist, nicht erschüttern!“

„Bitte sehr, es ist ja nicht mein Kind! Mich trifft es nicht, wenn plötzlich eine Katastrophe... Glauben Sie mir: Ich male den Teufel auch nicht gern unnötig an die Wand. Was ist denn da oben wieder für ein Spektakel?“

Er hob den Kopf. Im oberen Stockwerk verteidigte die französische Wärterin ihren Platz am Krankentisch gegen die mitgebrachte englische

Rufe. Zugleich fuhr ein Coupo vor. Der Pariser Arzt von vornhin blies aus, eilte durch das Vestibül und blieb beim Anblick seines Kollegen stehen.

„Nhi!“ sagte er, unterrot werdend.

„Ach, meine Herrschaften... Das ist ja viel... Sie rufen mich ein zweites Mal... Ich lasse mich herbei und erscheine und finde meinen Platz hier besetzt... gehalten Sie mit die Bemerkung, daß mein Erscheinen nur noch von mehrer Entrüstung übertrifft werden!“

„Darauf kommt es nicht an, Herr Kollege, sondern daß das Kind oben so gut wie im Sterben liegt!“

Margarete Feddersen schrie hell auf, sie taumelte. Ihr Mann selbst, leichtsinnig geworden, sprang herzu, um sie zu unterstützen. Er hielt sie im Arm. Sie schaute mit verzerrten Zügen zu ihm empor.

„Wenn Ihr mir auch das noch antut!“ höhnte sie, „wenn Ihr mir mein Kind mordet...“

„Still!... Sprich das nicht aus!... Es ist ja Unsinn!“

„Nein!... Ich glaub ihm mehr!“

„Du hast den Charlatan gerufen.“

„Und Du den andern, der uns unglücklich machen wird!“

Sie leuchteten sich halbblau, verstört die Worte in das Gesicht. Die Kerkle freiteten neben ihnen leidenschaftlich miteinander über den Fall. Oben klang das Zammern der Französin und die ruhige Stimme der Britin. Dann schritten die Schritte die Stiege herunter... Die beiden Wärterinnen nebeneinander... Und während die eine ängstlich rief: „Bitte... kommen Sie rasch... helfen Sie hier!“, flüsterte die andere dem Schweizer Arzt nur zu:

„Es ist zu spät!“

18.

Wieder war der Frühling in Paris. Kastaniengrün, Himmelsblau, Sonnenglanz über der Seine. Dort lagen die verstaubten Bücherstapel der Tröbder zur Schau. Auf den Boulevards hatte man die Tischchen auf die Straße hinausgerückt, in den Champs Elyées standen die Stahlreihen. In breiten Kolonnen von Wagen und Automobilen sollte es des Nachmittags hinaus ins Bois und zurück, zeigte draußen auf den Rennplätzen, wie Felder bunter Wägen, Tausende und aber Tausende duftiger Toiletten, entlud aus den Schlünden der Bahnhöfe die Fremden-Wägenwanderung vom Antarktis und Kanal, von den Pyrenäen und dem Rhein. Das Babel lächelte, und die Sonne lachte über ihm. Brannte schon so heiß hernieder, daß Alexandre Feddersen in seinem Privatbureau in seiner Wohnung nahe am Stern aufstand, um die Vorhänge vor die Fenster zu ziehen.

Das lichtgrüne Laub der alten Bäume vor den Scheiben verschwand, das Zimmer hüllte sich in ein trübes Dämmern. In seiner Mitte sah schattenhaft die Gestalt Margaretes in tiefem Schwarz, die weißen Hände im Schoß zusammengelegt, den Kopf vornübergebeugt, von dem der lange Trauerfleur nach hinten über die Stuhllehne bis auf den Boden wolkte.

Es war still. Von ferne, von der Straße her einmal ein Wagenrollen, das Tuten einer Hupe, der Ruf eines Camelots. Innen im Hause legte sich nichts. Madge Feddersen war auf einem Absteher nach London, um dort ihre Eltern aus Amerika zu treffen, und kam erst Ende dieser Woche mit ihren Kindern zurück. Ihr Mann hatte sich wieder gesetzt. Er drehte nervös den kleinen blonden Spitzbart, rüdt den Zwider zurecht und hub dann an, mit seiner sitzenden Bestimmtheit:

„Ja, wie gesagt, liebe Margot... ich habe mich der peinlichen Aufgabe eines Unterhändlers unterzogen... Ein Vermittler zwischen Eheleuten hat immer einen heissen Stand. Auf Dant muß er schon von vornherein verzichten. Aber wenn die Umstände einem diese Pflicht auferlegen... wo zu wären wir denn auf der Welt, als um unsere Pflicht zu tun?“

Die junge Frau erwiderte nichts. Sie konnte seit dem ersten Tag ihrer Ehe diese Feddersenschen Gewohnheiten. Die erbten sich seit Generationen in der Familie und Firma fort. Man wachte sie in jeder Sprache und in jeder Lebenslage an. Sie verpflichteten ja zu nichts. Ihr Schwager Sascha redete weiter, ein Papiermesser aus sibirischem Kammut in abgemessenen Zwischenräumen in seiner Rechten hin- und herbewegend:

„Es ist nun schon eine geraume Zeit her, daß der arme kleine Charley-Zwanz gestorben ist! Sonst bringt solch ein Schicksalsschlag Ehegatten einander näher. Bei Euch hat er leider im Gegenteil das letzte Band zerrissen. Es muß ein Ausgleich gefunden werden. Die Umstände erfordern zwischen Dir und Charley eine Klärung. Und da er morgen wieder auf längere Zeit ins Ausland vertritt, hat er sich mir anvertraut, und ich habe Dich in meinem Auftrag zu dieser Unterredung gebeten!“

„Es ist nun schon eine geraume Zeit her, daß der arme kleine Charley-Zwanz gestorben ist! Sonst bringt solch ein Schicksalsschlag Ehegatten einander näher. Bei Euch hat er leider im Gegenteil das letzte Band zerrissen. Es muß ein Ausgleich gefunden werden. Die Umstände erfordern zwischen Dir und Charley eine Klärung. Und da er morgen wieder auf längere Zeit ins Ausland vertritt, hat er sich mir anvertraut, und ich habe Dich in meinem Auftrag zu dieser Unterredung gebeten!“

Margarete Feddersen hob einen Augenblick den Kopf und sah ihren Schwager stumm an. Ihr Scheitel war vorn zurückgeschlagen. Allein er

konnte aus ihrem gleichgültigen Gesicht durchaus nicht entnehmen, was in ihr vorging. Er formuliert seinen Gehörtsgehalt so:

„Geben ist die Tatsache, daß Euch die Liebe nicht glücklich ist. Das war vorauszuhaben. An was anderen Stimmen hat es nicht gefehlt. Aber Charley nahm keinen Rat an. Es war für ihn, von allem Persönlichen natürlich abgesehen, nicht die richtige Partie. Sie führte ihn in Arzerei, die nicht die unseren sind, die gewisse Bezeichnungen eines Lebens nicht erfüllen. Ich war von Anfang an dagegen!“

„Mein Vater auch!“ sagte Margarete. „Es war ihm gräßlich. Wir hatten noch nie einen Kaufmann in der Familie!“

Sascha Feddersen blinzelte unter dem hochmütigen Gegenblick. Dann glitt ein mitleidiges Lächeln über sein mageres, nervöses Gesicht. Er ging über den Zwischenfall hinweg. Nur wurde seine Stimme noch fällter.

„Kommen wir zur Sache, wenn's beliebt!... Charley glaubt Grund zu der Annahme zu haben, daß Du schon seit geraumer Zeit mit dem Gedanken einer Art von Scheidung spielst. Ist dem so?“

„Ja“, sagte Margarete Feddersen müde.

„Nun, Charley ist darin anderer Ansicht... Erlaube, daß ich das Fenster aufmache! Es ist unerträglich heiß hier!“

Der Schwager tat es, führte auf seinen Platz zurück und führte sein Plaidoyer weiter.

„Die Gründe? Der erste liegt in ihm selbst. Er ist eine empfindliche Natur. Er hat eine starke Meinung von sich und wünscht, daß auch andere sie ihm zollen. Durch eine Ehescheidung gäbe er allen recht, die ihn seinerzeit vergebens jurisdiktorisch verurteilt haben. Der zweite Grund betrifft uns alle. Wir wollen im Interesse der Firma keine unübersehbaren Erweiterungen vor dem Publikum... keinen Scheidungsprozess, der bei unserer Stellung hier wochenlang den Gesprächsstoff bildet und die Blätter füllt. Mit einem Wort: Charley läßt es nur dann zu einer Gerichtsverhandlung kommen, wenn Du ihn dazu zwingst, und vor der Öffentlichkeit Dich ins Unrecht setzt und die Schuld übernimmst! Eine solche Entlastung wäre für ihn im Interesse seiner etwaigen späteren Wiederheiratung geboten, die sonst... doch das gehört nicht hierher!“

Du hast es ja in der Hand, meine liebe Margot! Wenn Du etwa deinen Mann und dein Haus verläßt, vielleicht ins Ausland gehst, bleibst ihm ja nichts übrig, als die Scheidung zu beantragen. Aber er selber wäscht dann seine Hände in Unschuld und zieht sie dauernd von Dir ab. Auf irgendwelche Unterstellungen von ihm oder von der Firma hast Du unter keinen Umständen zu rechnen. Wir zahlen nicht einen Sou. Merke Dir das!“

„Ich möchte lieber verhungern, als dann noch von Euch etwas annehmen“, sagte die junge Frau.

„Bleiben wir ruhig! Les affaires sont les affaires!“ Was Du treibst, ist nur Deine Sache! Dein Mann jedenfalls will makellos dastehen!“

„Makellos? Er hat doch längst seine früheren Beziehungen und Geschäften wieder aufgenommen. Glaubst Du denn, ich wüßte das nicht? Deine Frau hat es mir übrigens auch anonym geschrieben!“

Der Schwager überhörte das letztere.

„Nachweiser wirst Du ihm schwer etwas können“, verlegte er mit sachlicher Ruhe. „Ich billige das ja auch nicht. Reineswegs!“

„Enfin... Man kann ihm keine Gouvernante an die Seite geben. Er geht nun einmal seine eigenen Wege. Dafür läßt er auch Dir Deine Freiheit, in der Ueberzeugung, daß Du sie nicht mißbrauchen wirst!“

„Er hofft, daß ich sie mißbrauchen werde!“ sagte Margarete kalt. „Er rechnet damit! Dann hat er den Vorwand, mich zu verstoßen und selbst im weichen Unschuldsgewand dazustehen!“

„Das sind Phrasen, auf die ich hier nicht antworte. Ich habe Dir unsern Standpunkt entwickelt. C'est à prendre ou à laisser!“

Sascha Feddersen griff dabei mechanisch nach einem Pack von Schriftstücken auf dem Tisch. Er hatte schon wieder Angst, zu einer geschäftlichen Konferenz zu spät zu kommen.

„Auf alle Fälle hast Du nun Zeit, Dir das Weitere während Charleys Abwesenheit zu überlegen!“ sagte er freundlich. „Nach seiner Rückkehr aus dem Kaukasus werden wir ja dann sehen! Und nun entschuldige mich, bitte! Ich muß auf die Börse! A propos: was hast Du denn für Nachrichten von Deiner Mutter aus Potsdam?“

„Gar keine guten! Sie ist immer noch sehr lebend!“

„Oh, das bedaure ich von Herzen...“

„Adieu, Sascha!“

„Adieu! Adieu!“

Die Helle des Nachmittags schlug Margarete entgegen, als sie vor das Haus trat. Es war wie ein Bad in warmen, schmeichelnden Sonnenstrahlen — dazwischen der tiefe Schatten

der Kastanien, Vöden von Himmelsblau in dem Gewoge — über! Und — in seinen Jahren zwei die Kinder vor dem Kaisertheater im Freien und jubelten... Die junge Frau sah es mit leerem Auge. Sie hatte ihr Automobil beigegeleitet und ging zu Fuß in der entgegengesetzten Richtung. Warum — sie wußte es nicht. Es war ja gleich. Es war alles gleich. Man trieb so mit in diesem Frühlingsofen — das Leben glitt auf der allgerenden Oberfläche dahin, rasch, immer rascher — wie ein Blatt auf dem Spiegel eines Baches. Was schließlich kam? Du lieber Gott! — alles nahm ein Ende. Das meiste hatte ja schon ein Ende genommen... Die Sonne brannte auf den weiten, schattenlosen Flächen des Tuilerienplatzes. Vor dem Standbild der Stadt Straßburg lagen vergilbte Kränze. Auf einer Bank sah ein alter Herr mit einem Zylinder und dem roten Knöpfchen der Ehrenleibung und füllte die Spigen. Sie sahen ihm auf Hand und Schulter. Er lächelte. Unzählige Male hatte Margarete Feddersen das alles gesehen. Heute war ihr zumut, als träume sie diese Stadt und frage sich in einem Uebergang zwischen Schlaf und Wachen: Wie kam ich nur hierher?

Sie sagte sich, während der Arrangements der Rue Duvoy sie aufnahm: Wäher hatte ich immer noch einen Grund für mein Hiersein... einen Zwang... ich hatte mein Kind. Du darfst es nicht verlassen, obwohl ich es nicht liebe. Weil ich es nicht liebe, hab' ich es nicht mehr. Nun bin ich allein. Und doch noch hier. Das ist die Entwürdigung, die Schwäche. Das Geld. Es macht matt und fah. Es wirkt wie ein süßes Gift. Man gewöhnt sich daran. Man kommt nicht mehr von ihm los... Da drüben, jenseits des Rheins, lag das Grau über den Vogesen. Sorge wartete auf die Heimkehrende, Not: Die Krankenstube der Mutter... das Gnadenkreuz bei Verwandten... ein fremder Tisch, unter den man irgendwie die Füße streckte. Sie hätte aufweinen mögen, nicht aus Angst vor dem Leben, sondern aus Verzweiflung, daß sie dem Leben gegenüber nicht mehr die vollen Kräfte fand. Die Feddersen hatten sie allmählich entwertet. Sie konnte in ihrem Berufsleben sich und den Reichtum so wenig mehr voneinander trennen, wie den Duft von der Blume, den Rahmen vom Bild.

Überall grüßte sie der Reichtum. Überall umschmeichelte sie Paris, das lockende, das lachende, das Barbaresker, die da nicht säen und nicht ernten. Unter dieser goldenen Sonne lebte es sich leicht, wie die Lilien auf dem Felde — schlammfals ein Pflanzenschein ohne viel Freud' und Leid. Sie ging die Rue de la Paix hinaus, mein Gott, war dies Paris reich! Hier war der Brennpunkt seiner Schätze. Ein Diamantenladen neben dem anderen. Zu Tausenden funkelteten die kleinen wasserhellen Sonnen aus den Schaufenstern, lockte Perlenschimmer, Rubinfeuer, Smaragdglanz... Man hatte ein ruhiges Gefühl diesen Schätzen gegenüber. Man konnte eintraten und sie kaufen. Man war nicht arm. Das wenigstens hatte man erreicht, hatte man auch erreichen wollen... Nach außen stand man groß da, vor den Verwandten dabei, vor aller Welt, eine bewundernde, viel beneidete Frau... Wie heiß die Sonne brannte! Wie lamals, als sie vor fünf Jahren um diese Zeit von der Hochzeitsreise zurückgekommen war, aus dem Blütenraum der Riviera in die Wirklichkeit der Firma Jwan Feddersen und Söhne. Der Frühling war die rechte Zeit zum Heiraten. Jetzt heiratete wohl auch Moritz Länemann. Oder hatte es schon getan. Auf einmal war sie auf ihn geraten. Wider Willen. Sie wollte nicht mehr an ihn denken. Und judte doch vor Schmerz zusammen. Wie hatte ihr die Post eine Zeile Antwort auf ihren Brief gebracht. Er war über sie hinweggegangen. Ebenso wie ihr Mann sie zur Seite schob. Niemand wollte etwas von ihr wissen. Sie stand ganz allein... Ein leidenschaftlicher Trost war wie ein Kuppler in ihr: Nun gut! Dann laßt mich auch allein mit meines Daseins freuen. Laßt mich verschwinden, gehen — es wird mir schon gelingen, mich zu betäuben, mehr als Euch recht ist oder gerade so, wie es Euch recht ist! Das wird dann einmal ein Ende mit Schreden nehmen. Darum sind wir alle gefast! Aber besser mit dem bishen, was ich noch bin, aus dem Bollen heraus zugrunde gehen, als... Sie schritt weiter und dachte sich in einem grundlosen Lachen, einer Aufgezogenheit, mit unruhigen Augen: Ich bin in einer gefährlichen Stimmung. Sie reizen mich bis zum äußersten, die Feddersen alle! Sie dürfen sich nicht wundern, wenn ich ihnen das Dach über dem Kopf anzünde! An Brennstoff fehlt's nicht! Ueberall in Paris schlagen die Flämmchen aus dem Pflaster und fächeln auf den Telefondrähten und tangen über der Seine. Wer hier nur

mit einem Gedanken will, der jubelt sich damit auch schon die Gelegenheit vorbei... „Gouine... Gouine Margot!“

Sie hörte hinter sich am Eperny eine helle, weiche Männerstimme. Sie erkannte sie sofort, obwohl sie sie jetzt länger als ein Vierteljahr nicht gehört hatte. Sie wandte den Kopf nicht. Sie schritt weiter. Sie dachte sich nur, sonderbar gefast: „Den hab' ich mit eben selber aus dem Boden herausgewünscht, wie den Teufel im Märchen!“

„Gouine Margot!“

Endlich war es Alphonses Feddersen geblüht, im Gedränge des Boulevardes allemals an Margaretes Seite zu gelangen. Sein längliches, bräunliches Gesicht mit den schmerzhaften Augen strahlte über dem schwarzen Spitzbart von treuerzigem Glück. Er streckte ihr kameradschaftlich die Rechte entgegen. Dabei verbeugte sich in Erinnerung an ihren Verlust ein mitleidiger Ernst über seine Züge. Er gab dem nicht mit Worten, nur mit einem langen, innigen Händedruck Raum. Dann sagte er weich und leise:

„Wie lange haben wir uns nicht gesehen, Gouine Margot? Seit jenem schrecklichen Tag. Ich war damals so empört über Charley... So verstört, als ich gleich nachher von dem Unglück bei Ihnen hörte... Ich bin sofort abgereist und erst dieser Tage wiebegekommen!“

Sie hätte ihm antworten können: „Zwisch! Weil Sie wußten, daß Sie nach diesem Schicksalsschlag mir anstandslos ein Vierteljahr Schonzeit gönnen mußten.“ Es war entschuldigend, diese Heilseherei gegenüber all diesen Menschen um sie! Sie bewegte sich vor ihr und sprach und gestikulierten, als wären sie von Glas. Und dabei war es ihr so gleichgültig, so unheimlich gleichgültig, was aus dem allem wurde. Auch aus ihr. Sie sah sich selbst auch als eine Fremde. Sie brachte kein Interesse mehr an ihrem Schicksal auf. Sie verfolgte es förmlich unpersonlich, ohne Spannung, ohne Willen.

„Wo waren Sie denn?“ fragte sie, während der Better Alphonsen, wie wenn es sich von selbst verstände, an ihrer Linken mit ihr weiterschritt. Er lächelte.

„Ich hab' mich ein wenig am Nil gesont! Es war nicht viel los da. Ich habe unter den Palmen von Ghefreh-Palace gefaulenz und dabei an Sie gedacht. Dann rutschte ich rüber noch Monte Carlo. Was wollen Sie? Jrgendeine Heimat muß der Mensch haben!... Da hab' ich wieder unter den Palmen gefressen und an Sie gedacht... Und als es zu heiß wurde, hab' ich meine Koffer gepackt und bin hierher gereist und hab' seitdem erst recht an Sie gedacht.“

Sie schwieg.

„Sie sehen angegriffen aus, teure Freundin!“ begann er nach einer Weile mitleidig und besorgt. „Bleich wie eine schöne Statue!“

„Sie wissen ja, warum...“

„Es ist nicht nur dieser eine schwere Verlust, Gouine Margot! Sie leiden an tausend Dingen. Sie leiden am Leben selber! Ich verfolge ja diesen Prozess seit Jahren!“

„Er geht Sie gar nichts an, Better!“

„Oh doch! Wer selbst nicht mit sich zurechtkommt, braucht einen Freund, einen Arzt der Seele. Darum nehme ich mir das Recht zur Hilfe! Schon als Ihr Verwandter. Als der einzige Feddersen, der es gut mit Ihnen meint. Die anderen geben Ihnen ja Steine statt Brot. Man muß sich von diesen Leuten emanzipieren. Sie von Grund aus verachten! Das ist der erste Schritt zur Genesung. Ich habe mich gründlich auf eigene Füße gestellt... Passen Sie auf... das Auto!“

Er hielt sie, die im Begriff war, über die Bordstühle zu treten, zurück. Dabei berührte er ihren Arm. Er ließ die Hand an ihrer Schulter liegen und geleitete sie so, mit der Sicherheit eines Vollblut-Parisiers, über die Straßenzugung. Sie dutdete es. Sie war froh, daß irgendein Mensch sich ihrer noch annahm. Als sie drüben waren, knüpfte er an seine Worte von vorhin an... Sie nehmen das Leben zu ernst! Da hätten Sie nicht nach Paris heiraten dürfen. Aber, zum Glück, Paris ist härter als Sie und wir alle! Sie werden sich schon noch mit der Zeit einleben! Sehen Sie mich an! Ich bin hier eingebürgert, ein Philosoph der Boulevards. Ich sage mir: Alles ist vergänglich! Also genießen wir die Stunde. Das Leben ist ja so kurz... die Festtage darin so selten... zum Beispiel, wenn ich Sie sehe, Gouine Margot...“

Margarete dachte sich mit einer stillen Bitterkeit: Du bist wirklich noch der einzige, der sich darüber freut!... Sie blieb stehen und sagte laut:

„Es wäre gut, wenn Sie jetzt nach Hause gingen, Better! Ihre Wohnung ist ja so nahe!“

Er schüttelte stumm den Kopf und begleitete sie weiter. Man wurde ihn nicht los. Eigentlich wollte sie es auch gar nicht.

„Sie sind keine Frau, die man jetzt allein lassen darf, Margot!“ begann er wieder. „Mich täuschen Sie nicht. Ich bin ein alter Menschen-

ner. In Ihnen gar! es. Kein Wunder, nach allem, was man Sie in dieser furchtbaren Familie Feddersen hat leiden lassen und sich selber läßt! Sehen Sie, — hier auf diesem Plakat, über das wir eben gehen, hat man vor mehr als einem Jahrhundert schon die Menschenrechte erfunden. Ja, das allererste und natürlichste Recht hat doch der Mensch auf sich selbst! Das soll und darf ihm keiner freiwillig machen...“

„Es tut's ja auch niemand“, sagte die junge Frau, mehr für sich als zu ihm.

„Selder ist man's!... Man plagt sich mit unnütigen Strapazen. Aber man muß die schlichtlich über Bord werfen, wenn man überhaupt leben will!“

Er machte, von den Tuileries aus, die sie durchschritt, eine weitausgreifende, wie zum Eintritt einladende Handbewegung über das gewaltige Rundbild von Paris.

„Das ist die Stadt der freien Herzen. Margot! Hier wird alles vergesessen! Hier scheint die Sonne doppelt so hell!... Der Tag ist doppelt so reich!... Es ist die Lebenslust für eine schöne Frau. Nirgends ist sie schöner, kann anderen mehr sein, ist sich selber mehr als hier, wo alles für sie geschaffen ist und sich nur um sie dreht! Sie sind doch eigentlich beneidenswert, Gouine Margot! Sie sind im Grunde viel glücklicher, als Sie sich in ihrem deutschen Trübsinn selber zugestehen wollen. Man muß Ihnen nur erst die Augen öffnen...“

Er sprach weiter und weiter. Sie hörte es nicht mehr recht; Seine Worte waren nur noch ein Teil des ganzen bunten Klingens und Singens umher, das sie betäubte, ihren Sinn und Willen mit einer süßen Wüdigkeit gefangen nahm — die lachenden Menschen, die Sonne, der Frühling, der Reichtum... und in einem die Jugend... Sie hatte die Augen halb geschlossen. Sie ging wie im Traum des Weges. Plötzlich fanden sie vor ihrem Hause. Alphonsen hatte sie durch den Vorgarten bis zum Eingang begleitet. Das erste Ahnen des warmen Maiabends sank hernieder. Der Himmel war blau geworden. Lange Schattien lagen über den schreienenden Tulpenbeeten zu beiden Seiten des Alsepfades. Ein schwerer, einheimischer Spazinthenhauch hing vom Boden. Die junge Frau sah ihren Begleiter ungeduldig an.

„Worum haben Sie sich nicht drüben auf der Straße verabschiedet, Better?“ sagte sie. „Wenn Sie nach dem damaligen Ausritt mit meinem Mann nur einen Zollbreit Erde betreten können, der ihm gehört...“

„Er ist ja nicht hier!“ erwiderte Alphonsen nachlässig. Er nahm Karl Feddersen nicht ernst. „Ihr Gatte ist überhaupt drüben in Brüssel!“

„Woher wissen Sie denn das?“

„Ich weiß mehr von ihm, als gut ist!“ Auf den Zügen des schwarzen Better's war ein leises mephistophelisches Lächeln. Sie verstand, was er meinte. Sie wandte sich ab und preßte die Lippen zusammen.

„Er kann jeden Augenblick von Brüssel zurückkommen!“ versetzte sie hart. „Alfo bitte — gehen Sie!“

Zugleich war der Hausmeister durch die geöffnete Türe herangetreten, eine Depesche aus Brüssel in der Hand. Monsieur sei untröstlich dort. Durch Geschäfte festgehalten zu sein. (Es sei unmöglich, rechtzeitig zum Dinner in Paris einzutreffen. Er müsse den Mitternachtszug benutzen.

„Na also!“ sagte Alphonsen mit philosophischer Ruhe und einem verdächtigen Augenzwinkern, als er das Wort „Geschäfte“ hörte. Er sprach unbelümmert vor den Diensthöfen Deutsch, was der Hausherr als Ehrenregionär und frischgebaderener Französisch ängstlich vermiß. „Dann können Sie mir ja erlauben, noch ein bißchen einzutreten, Gouine!“

„Nein!“

„Warum nicht? Ich muß Ihnen noch manches sagen! Ich zum Beispiel, unter den vielen Menschen findet man nicht die rechten Worte!“

„Adieu!“

Er musterte sie förmlich ergreifend.

„Sie arme, kleine Frau!“ meinte er kopfschüttelnd. „Ich glaube wirklich, Sie haben immer noch Angst vor Ihrem Mann. Dann sind Sie der einzige Mensch auf der Welt, dem der gute Charley dies Gefühl einflößt. Er kann stolz darauf sein. Aber er will es ja gar nicht! Tut er Ihnen nicht ein Stiel? Er läßt Sie treiben, was Sie mögen, und gibt seinen Segen dazu... Oh bien... dann machen Sie doch davon Gebrauch! Warum wollen Sie päpstlicher sein als der Papst?“

Dabei trat er unbefangen hinter ihr in das Haus, gab Hut und Stod dem Diener und folgte ihr in die ebenerdigten Empfangsräume. In denen waren schon ein paar elektrifische Lampen aufgedreht. Ein purpurnes Dämmern ging von ihren rotumflorten Augen aus und mischte sich mit der strömenden Helle, die durch die Türen des kleinen runden Speisensaals flutete. Dort gossen Wachskerzen, groß wie Opferleib, ihren weichen Schimmer über Silber und Blumen... Es war für zwei gedeckt. Für Hausherrin und Hausfrau. Alphonsen Feddersen tat beifällig.

(Fortsetzung folgt.)